

---

BEDÜRFNISSE  
IN DER ÖKONOMIE

Rezension von: Stephan Wirz,  
Vom Mangel zum Überfluß.  
Die bedürfnisethische Frage in der  
Industriegesellschaft, Aschendorff,  
Münster 1993, DM 48,-.

---

Obwohl die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse im Mittelpunkt wirtschaftlichen Handelns steht, findet die Beschäftigung mit Bedürfnissen in der ökonomischen Theorie bislang allenfalls am Rande statt. Bedürfnisse werden in ihrer jeweiligen Erscheinungsform in der Regel als Gegebenheiten behandelt, die keiner weiteren theoretischen Begründung bedürfen. Darüber hinaus geht die Ökonomie bis heute von einem grundlegenden Spannungsverhältnis zwischen knappen Ressourcen bzw. Gütern einerseits und unbegrenzten Bedürfnissen andererseits aus. Unter solchen Voraussetzungen konnte der Marktmechanismus überzeugend als das Instrument vorgestellt werden, welches Nachfrage und Angebot optimal miteinander in Übereinstimmung zu bringen in der Lage ist.

Die Frage, inwieweit das Entstehen von Industriegesellschaften mit ihrem exponentiell steigenden Produktionspotential eine Neuorientierung der ökonomischen Theorie notwendig macht, wurde bislang nur von einigen „Outsidern“ der Ökonomie, zur Zeit beispielsweise von John K. Galbraith, gestellt. Insofern vermag es fast schon nicht mehr zu überraschen, wenn sich nun ein Theologe dieses von den Ökonomen so sträflich vernachlässigten Themas annimmt. Wie aus dem Vorwort hervorgeht, handelt es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine von

der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München angenommene Dissertation. Dies spiegelt sich allerdings in den beiden ersten Kapiteln durchaus nicht wider; der theologische Charakter wird erst im dritten und letzten Kapitel offensichtlich, dort jedoch um so deutlicher.

Im ersten Kapitel untermauert Wirz die These, daß erst mit dem Wandel von der vorindustriellen Mangel- zur industriellen Überflußgesellschaft die Bedürfnisbefriedigung sich zu einem ethischen Problem entwickelt hat. Die Produktivität der vorindustriellen Gesellschaft war zunächst noch so gering, daß es gerade gelang, die elementaren Bedürfnisse der Menschen nach Nahrung, Kleidung und Wohnung zu befriedigen. (S. 8)

Vor diesem Hintergrund entstand die Bevölkerungstheorie von Thomas R. Malthus, derzufolge es wegen des stärkeren Anstiegs der Bevölkerung im Vergleich zur Nahrungsmittelproduktion notwendigerweise zu periodischen Hungersnöten kommen muß, die das Gleichgewicht zwischen Bevölkerungsgröße und Nahrungsmittelproduktion wieder herstellen. Diese als „Naturgesetz“ verstandene Bevölkerungstheorie macht deutlich, daß die folgenden gigantischen Produktionssteigerungen nicht einmal annähernd von den frühen Vertretern der Ökonomie für möglich gehalten worden waren. Wirz betont zu Recht, daß die vorherrschende niedrige Produktivität, die mit entsprechend niedrigen Einkommen einherging, keinen Spielraum ließ für die Befriedigung von Bedürfnissen, die über die elementaren hinausgingen. Natürliche Knappheiten regelten also die Art der Bedürfnisbefriedigung, so daß sich ethische Fragen gar nicht erst stellten.

Mit der sich als Resultat der industriellen Revolution herausbildenden Industriegesellschaft änderte sich dieser Zustand radikal. Wirz schreibt hierzu: „Die Industrialisierung hat nicht nur die Fesseln der persönlichen

Abhängigkeit gesprengt, sie hat auch das malthusianische Los einer am Existenzminimum darbedenden Menschheit von den Industriegesellschaften abgewandt.“ (S. 18) Zutreffend stellt der Autor heraus, daß mit der Industrialisierung auch die Einkommen stiegen, während gleichzeitig die Preise für viele Produkte, insbesondere für Nahrungsmittel, fielen, so daß der Entscheidungsspielraum für die Einkommensverwendung wuchs. Dies regte wiederum die Produzenten an, mit neuen Produkten neue Bedürfnisse zu generieren. (S. 31)

Mit dieser künstlichen Nachfrage-schaffung tritt für Wirz das Problem der Bestimmung eines sittlichen und verantwortlichen wirtschaftlichen Handelns in die Welt. Hatte Adam Smith noch die einfache Devise vorgegeben, daß, wenn nur jeder seinem Eigennutz folge, er automatisch das Gemeinwohl fördere, geht Wirz von der Überlegung aus, daß sich Nutzen- und Gewinnmaximierung zwar bestens für die Operabilität von Wirtschaftsmodellen eignen, sie für ethische Legitimierung des Wirtschaftens und der Bedürfnisbefriedigung aber unbrauchbar seien. Als Leitkriterium für einen ethischen Umgang mit Bedürfnissen hält er demgegenüber fest, daß ihre spezifische Befriedigung nur dann als sittlich gerechtfertigt gelten kann, wenn sie sich „(...) als *human angemessen, sozial- und umweltverträglich* erweist“. (S. 33)

Bevor Wirz im dritten Kapitel Grundzüge einer eigenen Bedürfnisethik zu umreißen versucht, wendet er sich zunächst ausgesuchten Autoren zu, die sich der bedürfnisethischen Frage in der Industriegesellschaft explizit gewidmet haben. Als Beispiel für frühe Vertreter einer bedürfniskritischen und -differenzierenden Sichtweise geht Wirz auf die Theorien von Adam Müller für die sozialromantische und von Marx und Engels für die sozialrevolutionäre Sicht ein. Während diese beiden theoretischen An-

schauungen eint, daß sie noch unter den Bedingungen einer allgegenwärtigen Mangelwirtschaft formuliert worden waren, thematisierten die übrigen vorgestellten Autoren bereits die Probleme einer sich entfaltenden „Überflußgesellschaft“. Namentlich werden hier die beiden amerikanischen Ökonomen John K. Galbraith und Vance Packard und die drei deutschen Autoren Erich Egner, Herbert Marcuse und Erich Fromm behandelt.

Über alle vorhandenen Unterschiede in ihren theoretischen Analysen hinweg unterstellt Wirz den acht Autoren ein gemeinsam vertretenes „geschlossenes Bedürfnissystem“. (S. 150) Hiermit meint der Autor, daß sie die „Bedürfnisoffenheit“ wie auch die grundsätzliche sittliche Befähigung der Menschen, mit ihren Bedürfnissen verantwortlich umzugehen, in Frage stellten und sie sich deshalb – mehr oder weniger explizit – alle selbst zur „sittlichen Instanz“ aufgeschwungen hätten, was unabsehbare Gefahren beinhaltet: „Wohin die Infragestellung der sittlichen Befähigung des Menschen in letzter Konsequenz führt, zeigt bzw. zeigte sich im 20. Jahrhundert in den kommunistischen Staaten.“ (S. 157) Mit diesem Satz werden alle genannten Autoren ohne nähere Differenzierungen in eine Entwicklungslinie gestellt, die letztlich im Totalitarismus endet.

Hier liegt eine grundsätzliche und folgenschwere Fehlinterpretation vor. Ausgenommen Müller, dessen Einbeziehung wegen seines antiaufklärerischen und obrigkeitstaatlichen Ansatzes ohnehin etwas willkürlich erscheint, bestreitet keiner der angeführten Autoren die grundsätzliche sittliche Befähigung der Menschen; sie erkennen aber die Schwierigkeiten, die sich dem einzelnen stellen, sittliche Urteile in einer strukturell unsittlichen Welt zu fällen.

Gerade weil sich bei Wirz eine kenntnisreiche Darstellung der bedürfnistheoretischen Analysen der be-

handelten Autoren findet, überrascht es, wenn er ihnen umstandslos eine „Infragestellung der Bedürfnisoffenheit“ und ein „geschlossenes Bedürfnissystem“ unterstellt. Das Anliegen, in der einen oder anderen Weise zwischen „wahren“ und „falschen“ Bedürfnissen unterscheiden zu wollen, kann nicht, wie Wirz es pauschal tut, als im Ansatz totalitär, notwendigerweise früher oder später in Totalitarismus bzw. Kommunismus endend, charakterisiert werden. Mit der schon beinahe naiv anmutenden „Alternative“, „dem einzelnen Menschen die Entscheidung zu überlassen“ (S. 155), fällt Wirz sogar weit hinter den Reflexionsstand der von ihm kritisierten Autoren zurück. War es doch gerade deren Ansinnen zu belegen, daß die Menschen durch unterschiedliche Mechanismen und Verfahren im Rahmen kapitalistischer Strukturen hochgradig manipulierbar sind, sie also gerade nicht die Freiheit zur Entscheidung haben, sondern ihnen diese erst ermöglicht werden muß. Dazu bedarf es aber der Herstellung entsprechender Strukturen, um deren konkrete Ausgestaltung sie allesamt gerungen haben. Mit Ausnahme von Müller ging es ihnen jedoch nicht um die Installierung autoritärer Instanzen, die „richtige“ und „falsche“ Bedürfnisse definieren, sondern um die Durchsetzung von mehr Mitsprachemöglichkeiten, mehr Einsichten in gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge, letztlich mehr Demokratie und mehr Bildung, um Manipulation und Bevormundung zunächst erkennen und dann abstellen zu können.

Wirz sieht nicht, daß, einmal die Tendenz zur Manipulation menschlichen Verhaltens und menschlicher Bedürfnisse erkannt, geradezu die Notwendigkeit besteht, zwischen „richtigen“ und „falschen“ Bedürfnissen zu unterscheiden. Eine generelle Ablehnung solcher Differenzierungsansätze muß notwendigerweise in einen orientierungslosen Positivismus führen, dem jedes sich artikulierende Bedürf-

nis und jedes menschliche Verhalten als „richtig“ gilt. So überrascht es dann auch nicht, wenn Wirz als Kritiker dieser Ansätze Milton Friedman anführt (S. 157), den führenden Kopf jener marktradikalen, auf dem neoklassischen Ansatz beruhenden wirtschaftswissenschaftlichen Schule, der zu den führenden Beratern des ehemaligen chilenischen Diktators Pinochet gehörte und der für dessen menschenverachtende Wirtschaftspolitik verantwortlich zu machen ist.

Die Vehemenz, mit der Wirz die Ansätze der behandelten Autoren aus Ökonomie, Philosophie, Psychologie und Soziologie zurückweist, und die Sicherheit, mit der er sie kollektiv als „Irrweg“ (S. 158) verwirft, läßt eine besonders überzeugende Alternative erwarten, die Wirz für das dritte Kapitel („Grundzüge einer Bedürfnisethik“) (S. 159–198) ankündigt. Die hier festgehaltenen Gedanken vermögen jedoch nicht annähernd die theoretische Tiefe der zuvor behandelten Autoren zu erreichen. Was nämlich in diesem Kapitel niedergelegt ist, erinnert im Duktus an eine moralisch erbauliche Sonntagspredigt, womit, nachdem im vorangegangenen nichts an eine theologische Arbeit erinnert hat, dies nun um so stärker nachgeholt wird – leider nicht zu Nutz und Frommen eines gesteigerten theoretischen Ertrages.

Die von den vorgestellten Autoren in unterschiedlicher Weise mit Macht-, Herrschafts- und Interessenfragen verwobene These von der Manipulierbarkeit menschlicher Bedürfnisse wird gar nicht mehr als Problem thematisiert; der unablässige Wandel der Bedürfnisse aber empfängt den Segen einer „offenen Bedürfniswelt“, der nun fälschlicherweise eine angeblich „stationäre Bedürfniswelt“ eines Müller, Marx, Egner, Fromm, Galbraith, Packard, Marcuse und Fromm gegenübergestellt wird. (S. 167 f)

An dieser Stelle wird deutlich, daß Wirz völlig in der dichotomischen

Frontstellung „offen-dynamisches“ versus „geschlossen-statisches“ Bedürfnissystem gefangen ist, obwohl letzteres die Vorstellungen der untersuchten Autoren nicht auf den Begriff zu bringen vermag. Der Versuch, zwischen „richtigen“ und „falschen“ bzw. „lebensfördernden“ und „lebensfeindlichen“ Bedürfnissen zu unterscheiden, kann nicht als „statisch“ bezeichnet werden. Die Problematik des „institutionalisierten Menschen“, der gesellschaftliche Institutionen vorfindet und von ihnen geformt wird, fegt Wirz unter Hinweis auf die sittliche Befähigung der menschlichen Vernunft vom Tisch, die schließlich „Abbildung der ewigen Vernunft Gottes“ (S. 172) sei. Damit zeigt sich, daß Wirz sich von den kritisierten Autoren darin unterscheidet, daß er „im Vertrauen auf Gott“ den Menschen größere Selbstbestimmungsmöglichkeiten zugesteht, die sie in die Lage versetzen, „sittlich“ zu handeln. Die Menschen seien nämlich keineswegs nur jene willenslosen Befehlsempfänger, wie sie vor allem Packard charakterisiert habe. (S. 176)

Ganz scheint Wirz seinen Ausführungen aber selbst nicht zu trauen, stellt er doch abschließend einen Katalog zusammen, der zeigen soll, was es heißt, „das Gute zu tun und das Böse zu lassen“. (S. 172) Dazu bedarf es seiner Meinung nach der Einhaltung der Kriterien der „humanen Angemessenheit“, der „Sozialverträglichkeit“ und der „Umweltverträglichkeit“, die für Konsumenten, Produzenten, öffentlichkeitswirksame Organisationen, Medien und den Staat gleichermaßen gelten müssen. Auch

wenn man den dargelegten „frommen Wünschen“ problemlos zustimmen kann, bleibt nicht nur die Frage offen, was diese Kriterien im konkreten Falle bedeuten sollen, sondern auch die Frage, was geschehen soll, wenn die Produzenten sich nicht an das geforderte Gebot der „Wahrhaftigkeit der Information“ (S. 178) halten, wenn die zunehmend unter profitwirtschaftlichen Konditionen agierenden Medien nicht zu einer „human angemessenen Gestaltung und Befriedigung der Bedürfnisse motivieren“ (S. 179), wenn der Staat sich nicht „zur Produktion öffentlicher Güter“ (S. 183) verpflichtet fühlt, wenn der Konsument partout keinen „human angemessenen Konsumstil“ (S. 191) praktizieren will etc. Da dies alles Fragen sind, die im Zentrum der Theorien von Marx, Egner, Galbraith, Packard, Marcuse und Fromm stehen, wird man auch in Zukunft auf diese Autoren, wenn es um die Genese, den Wandel und die Legitimation von Bedürfnissen geht, nicht verzichten können.

Der Verdienst von Wirz liegt zweifellos in dem Umstand, daß er die vernachlässigte Diskussion über die Bedürfnisethische Frage in der Industriegesellschaft aufgegriffen und Beiträge unverzichtbarer Autoren in die Diskussion zurückgerufen hat. Die Arbeit zeigt eindringlich, wie wichtig es ist, daß diese Debatte von der Ökonomik und den anderen Sozialwissenschaften aufgegriffen und weitergeführt wird. Sie gehört nicht an den Rand dieser Disziplinen, sondern in ihr Zentrum.

Norbert Reuter